Die Weltdame.

Roman von E. Zahn.

(23. Fortsetzung.)

„Ich wünsche keine Karte mit Bedenkzeit. Daß es ein Duell geben muß, ist Ihnen vielleicht klar gewesen. Trotzdem gab es, in Ihnen die Freiheit zu lassen, daß Sie sich mit Ihrem Gewissen abfinden müssen, daß Sie es trotz Ihrer scheinbaren Haltung doch mit der Ehre und Integrität Ihres Bräutigams halten. Ich von der Ironie. Das Mißverhältnis, ob es auch dunkel für Ihn war, mußte es Ihnen deutlich bewußt — nun, Sie können das Weitere aus den Gesetzbüchern kombinieren —"

Max sprang auf.

„Ja, ja, es ist alles, alles klar —"

Er tat planlos einige Schritte und blieb mit heißen Augen vor dem Fenster stehen, mit dem Rücken gegen das Zimmer.

In die eingetretene Stille klang nach einer Weile wieder die Stimme des anderen vom Tisch herüber:

„Mit Absicht täuschte er Ihnen an jenem Abend im Klub, dessen Verlauf mir in seinen Einzelheiten erst später klar wurde, eine Verlobung mit Fräulein v. Brand vor. In der wohlerwogenen Absicht, Ihnen Hoffnungslosigkeit und Todesverachtung zu geben. Mit Absicht lot er jene Bemerkung über sie, um Sie zu einer Beleidigung zu reizen und ihm den ersten Schuß zu geben. Es war nicht mehr die Hoffnung auf ihren Besitz — es war nur noch der Haß und die Eifersucht, die ihn leiteten. Denn daß jener Zug, von dem ich eben sprach, vollständig mißglückt war, ging daraus hervor, daß sie ihm in einer Matinee am Tage vor dem Duell eine unzweideutige und kalte Abfuhr hatte zuteil werden lassen".

Vom Fenster her drang ein unterdrückter qualvoller Laut. Der kleine Stolting stand langsam auf und wanderte, die Fingerspitzen beider Hände in die Taschen des weißen Beinkleides gesteckt, ein paarmal im Zimmer auf und ab. Dann blieb er einige Schritte hinter Max Rugenberg stehen.

„Seien Sie überzeugt," sagte er mit gepreßter Stimme, wenn ich gewußt hätte, daß — eh — diese Täuschung — noch — bis heute — vielleicht verhängnisvolle Folgen nach sich gezogen hätte, ich vielleicht — unaufgefordert — — das heißt, ich weiß es nicht! Ich weiß es wahrhaftig nicht! Sie dürfen nicht vergessen, daß derjenige, der mir diese Enthüllungen machte, mein Freund war, dessen Andenken ich trotz allem bewahre — denn er hat sich mir gegenüber mehr als einmal als echter Freund erwiesen — und daß er starb, ehe er mich ermächtigen konnte, Gebrauch davon zu machen. Es ist selbstverständlich, daß einem im Wundfieber liegenden Sterbenden gegenüber jede Rücksicht geübt werden mußte. — Es — es würde mir aber eine große Erleichterung sein, wenn — ich das Bewußtsein haben könnte, mit dieser verspäteten Aufklärung vielleicht heute noch dazu beigetragen zu haben, das — von Ploch verschuldete —"

Max wandte sich um.

„Dazu ist es zu spät," sagte er dumpf. „Aber Sie können trotzdem überzeugt sein, daß Ihre Offenheit von großem Wert für mich war. Sie haben durchaus korrekt gehandelt, damals — wie heute. Ich danke Ihnen, Herr Stolting!"

Er reichte ihm die Hand und schickte sich zum Fortgehen an.

Der kleine Stolting rieb die Hände aneinander.

„Es würde mir sehr leid tun, wenn Sie aus dieser Unterredung einen erneuten Haß auf meinen Freund mitnehmen würden. Herr Doktor. Ich sagte schon: er war in keiner ganz normalen Verfassung und —"

Max trat dicht an ihn heran. Er war totenblaß und seine Augen bohrten sich in die des anderen.

„Darüber können Sie wahrhaftig beruhigt sein! Ganz abgesehen davon, daß ich es war, der ihm das Leben nahm, und wir also in Ewigkeit nicht quitt werden können, hätte er mir auch noch viel Schlimmeres zugefügt — wer elender gehandelt hat, er oder ich, wer am meisten trog und täuschte, das ist noch nicht entschieden. Und wenn ich einen Haß auf irgendeinen Menschen habe, so kann dieser Mensch nur ich selbst sein!"

Er verbeugte sich und ging. Der kleine Stolting begleitete ihn ein wenig fassungslos, aber zuvorkommend an die Tür. Dann kehrte er in sein Zimmer zurück und stand lange am Fenster, da wo der Gast vorher gestanden hatte, über den smaragdenen See starrend und ganz die Tennispartie vergessend, zu der er sein Erscheinen zugesagt hatte.

* * *

Der bunte Strom von Menschen, die aus aller Herren Ländern in St. Moritz zusammenkommen und um den hohen Engadinersee eine kleine Weltstadt machen, nimmt auf der Kurpromenade gerade zur Mittagszeit mit ihren tausenderlei mannigfaltigen Anlagen, um den Blumenbeeten und den gepflegten Rasenflächen vor dem Kurhaus, die hier in geschützter Lage schon Frühlingsluft atmen, etwas Unruhe, Geräusch, Leben und Bewegung.

Hier ist nicht das Land St. Moritz die Bündner! Die Bäuchen, gewebt aus Licht und Glanz und Sonnenpracht! Aus dem Licht und Glanz der weißen Berge, der Himmelsbläue, der Luftes und der Sonnenpracht des Wassers und der Blumenpracht — nicht nur von Engadinblumen, von Edelweiß, Enzian und Alpenrosen, nein, auch von Nelken und Rosen, die in italienischen Gärten wachsen!

Max Rugenberg wanderte mit dem Menschenstrom. Er hatte die dumpfe Empfindung, daß er eigentlich nicht hierhin gehörte. Daß er der Einsamkeit bedürfe, um sich darüber klar zu werden, was er denn eigentlich grübelnd im Kopfe hin und her wälzte. Aber bannen die Angst, daß in der Einsamkeit der dumpfe Druck sich in unerträgliche Reue und Verzweiflung auflösen müsse und daß er der Ablenkung durch die Menschenmassen bedürfte.

Schmeichelnd auf und ab sich wiegende Musikklänge schreckten ihn aus seiner Dumpfheit auf. Sie drangen aus den geöffneten Fenstern des Kurhauses, vollendet, weich und betörend, das Spiel einer auserlesenen Kapelle.

Max Rugenberg wandte sich hastig. Die Musik riß ihm am Herzen, bohrte sich mit schmerzenden Stichen durch den Kopf, verursachte ihm Qual. Er trachtete, aus ihrem Bereich und dem des Menschengewühls zu kommen, und betrat einen der Spazierwege, die hinter dem Seitenflügel des Kurhauses in den Wald führten. Auch hier wogte der Schwarm der Fremden, und erst, als er hinter der Kirche einen steilen Berg hinanstieg, wurden die Menschen vereinzelter sichtbar.

Er schritt halb gedankenlos rasch aus; die mechanisch anstrengende Bewegung des Steigens tat ihm unbewußt wohl. Wundervolle Tiefblicke taten sich auf; aber erst, als er nach stundenlangem rüstigen Steigen eine kleine waldige Alp erreicht hatte, wachte er gleichsam auf und nahm den Blick, der sich ihm hier förmlich aufzwang, zum erstenmal mit Bewußtsein in sich auf.

Er stand am Rande eines kleinen Sees, des Hahnensees, der, von dunklen Arven umgeben, wie ein aufgeschlagenes Auge vor ihm lag. Schilf wogte an seinen Ufern, Enziane, blühten, Glöckchen tragende Ziegen weideten.

Vom äußersten Winkel der Terrasse, da, wo ein Gasthaus der Fremden wartete, bot sich ihm ein überwältigender Blick. Denn vor ihm lag der Edelstein am Ring der Schweiz: das Oberengadin.

Die ganze unvergleichliche Landschaft zwischen Samaden und Maloja lag ausgebreitet: das weiße St. Moritz wie eine Spielzeugschachtel, die drei türkis-smarago-schillernden Seen, vom kleinen St. Moritzer See bis zum weitgedehnten Silser See, aus dem deutlich die dunkle Insel Chasté ragte, Friedrich Nietzsches Zufluchtsort. Und als Rahmen zu dieser schimmernden Landschaft die weißen Ströme der Gletscher und die weißen Zacken der Berge, Firn an Firn und Zinne an Zinne in stummer und lichtvoller Majestät.

Stumm wie sie, ein winziges Pünktchen neben ihrer ragenden Größe, stand Max. Er sah alles, aber er empfand nichts dabei. Empfand inmitten des gewaltigen Weitblicks nichts als das eine nahe furchtbare Bild des eigenen Herzens. Je freier und größer die Bergwelt ringsum, um so lastender der Druck im Innern.

Er war hilflos festgeklemmt in einer grenzenlosen Verzweiflung, die noch nicht imstande war, sich zu analysieren, sich klar über sich selbst werden zu können.

Nur das eine war ihm klar bewußt: Seit dem Augenblick, in dem er Gewißheit darüber bekommen hatte, daß Ploch ihn getäuscht und betrogen hatte, daß der Gehaßte nur ein vermeintlicher Nebenbuhler gewesen war, seit dem Augenblick war jede feindliche Regung gegen ihn von ihm abgefallen. Jede kleinste Regung des Hasses, der sich immer noch aufgebäumt hatte über den Tod hinaus, wenn er der Aeußerung gedachte, die zum Duell geführt hatte. Der Haß gegen den, dessen vergossenes Blut er trotzdem mit seinem eigenen mehr als einmal zu sühnen im Begriff gewesen war.

Er legte die Lüge des Getöteten, dessen Tod immer klarer als selbst verursacht hervortrat, neben seine eigene Schuld — und die Vergehen Plochs schnellte in die Höhe, während seine eigene Last und Last immer und immer schwerer, bis sie zu erdrücken schien. Notzucht, Raub, Mord und Totschlag hat sich ihm aus Begriffen, Vorstellungen, Redensarten und Gewohnheiten, die er bis auf den Grund seiner Seele verachtete, als Wirklichkeit gezeigt. Und nun lagen sie alle beide hier im Schützengraben, auf tausend Meter dem Feinde gegenüber, und Gott allein mochte wissen, wie lange sie hier noch würden liegen müssen. Denn es war wirklich so gekommen, wie es der Jano vorausgesagt hatte. Krieg war es und seit fünf Monaten hämmerte er schon an und noch konnte niemand sagen, wann er ein Ende nehmen würde.

Das aber war dumm, sehr dumm sogar; denn im ganzen Regiment wußte kein Mensch zu sagen, weshalb man eigentlich Krieg führte. Nur, daß es gegen die Deutschen ging, wußte man. Aber die Deutschen hatten niemandem etwas Böses getan. Jano Ausaklis und Heino Kaudsit kannten die Deutschen zur Genüge. In Riga lebten ihrer ja so viele, fast so viele als Russen und Letten. Die meisten Fabriken wurden von den Deutschen geleitet, und jeder war froh, der bei ihnen Arbeit finden konnte. Denn da bekam er eine anständige Behandlung und regelmäßig seinen Lohn, was bei den russischen Arbeitgebern nicht immer der Fall war. Nein, gegen die Deutschen hatten weder der Jano noch der Heino etwas einzuwenden. Jano grübelte viel und suchte die „Ursachen" zu ergründen, und das war einer der Hauptgründe, weshalb er sich jetzt im Soldatenrock so gar nicht wohl fühlen konnte.

Der kleine dicke Heino Kaudsit dagegen hielt sich mehr an die „Realitäten" und gab sich mit kniffligen Fragen nicht lange ab. Auch er hätte je eher, je lieber den grüngelben Rock ausgezogen. Doch dazu war ja fürerst gar keine Aussicht. Ob dieser Krieg wohl überhaupt einmal ein Ende nehmen würde? Bei dieser Führung ganz gewiß nicht. Alle Offiziere des Regiments, vom Obersten herunter bis auf den Kadetten schimpften auf die Führung, und die Mannschaften schimpften mit, obgleich sie nur wenig davon verstanden. Wußte denn überhaupt noch ein Mensch, was man eigentlich vorhatte? Bald rückte man einige Kilometer über die Grenze vor; dann hieß es: morgen, spätestens übermorgen sind wir in Berlin. Dann aber ging es wieder in Eilmärschen zurück, immer weiter zurück, bis die Kuppeln Warschaus oder die spitzen Türme von Kowno am Horizont auftauchten.

Nein, die Führung war entschieden nicht so, wie sie hätte sein sollen; noch schlimmer aber stand es um die Verpflegung, die fast vollständig versagte. Sie waren doch alle beide nicht verwöhnt, der Jano nicht und auch der Heino nicht. Aber wenn man Wochen lang nichts weiter zu essen hat, als einige Rüben, die man sich noch selbst von den Feldern holen mußte, dann kann das auch dem Genügsamsten zu viel werden. Zumal dann, wenn man nicht einmal weiß, weshalb man eigentlich hungern muß. Erst, als es in Eilmärschen immer zurück ging, hieß es, daß die Munitionskolonnen nicht so schnell folgen könnten. Aber nun lagen sie schon seit vierzehn Tagen in diesen nassen Gräben, und es war noch immer dieselbe Geschichte. War es jetzt wieder wie in Friedenszeiten, als das ganze Geld in die Taschen der Lieferanten und Intendanten wanderte?

Jano Ausaklis und Heino Kaudsit lagen im Schützengraben, 1000 Meter vor dem Feinde, und hielten Wache. Mit acht anderen Musketieren des Roten Regiments lagen sie zusammen; aber es bestand keine Gemeinschaft zwischen ihnen beiden und den anderen. Das war auch so ein Uebelstand, der sich im Laufe der Monate herausgebildet hatte. Damals vor fünf Monaten, als das Rote Regiment aus Riga ausgezogen war, war es vollständig gewesen und alle Soldaten hatten einander gekannt und mit einander Kameradschaft halten können. Mehr als die Hälfte von ihnen waren Letten gewesen. Aber als sie die Grenze überschritten, waren sie in andauernde Gefechte verwickelt worden und dann waren sie in die Sümpfe geraten und als sie sich bei Kowno wieder sammelten, war das ganze Regiment auf ein Drittel zusammengeschmolzen. Zwar wurde es durch Ersatz aus einem Reservekorps wieder ergänzt, aber das waren Polen und Russen und Litauer und Juden, die nicht mehr zum Regiment gehörten, die nicht mehr mit den Kameraden sprachen, die sich in ihrer Sprache unterhielten, die sich von den Kameraden fern hielten, Spitzel und Verräter. Und nun lagen sie alle beide hier im Schützengraben, auf tausend Meter dem Feinde gegenüber, und Gott allein mochte wissen, wie lange sie hier noch würden liegen müssen. Denn es war wirklich so gekommen, wie es der Jano vorausgesagt hatte. Krieg war es und seit fünf Monaten hämmerte er schon an und noch konnte niemand sagen, wann er ein Ende nehmen würde.

Das aber war dumm, sehr dumm sogar; denn im ganzen Regiment wußte kein Mensch zu sagen, weshalb man eigentlich Krieg führte. Nur, daß es gegen die Deutschen ging, wußte man. Aber die Deutschen hatten niemandem etwas Böses getan. Jano Ausaklis und Heino Kaudsit kannten die Deutschen zur Genüge. In Riga lebten ihrer ja so viele, fast so viele als Russen und Letten. Die meisten Fabriken wurden von den Deutschen geleitet, und jeder war froh, der bei ihnen Arbeit finden konnte. Denn da bekam er eine anständige Behandlung und regelmäßig seinen Lohn, was bei den russischen Arbeitgebern nicht immer der Fall war. Nein, gegen die Deutschen hatten weder der Jano noch der Heino etwas einzuwenden. Jano grübelte viel und suchte die „Ursachen" zu ergründen, und das war einer der Hauptgründe, weshalb er sich jetzt im Soldatenrock so gar nicht wohl fühlen konnte.

Der kleine dicke Heino Kaudsit dagegen hielt sich mehr an die „Realitäten" und gab sich mit kniffligen Fragen nicht lange ab. Auch er hätte je eher, je lieber den grüngelben Rock ausgezogen. Doch dazu war ja fürerst gar keine Aussicht. Ob dieser Krieg wohl überhaupt einmal ein Ende nehmen würde? Bei dieser Führung ganz gewiß nicht. Alle Offiziere des Regiments, vom Obersten herunter bis auf den Kadetten schimpften auf die Führung, und die Mannschaften schimpften mit, obgleich sie nur wenig davon verstanden. Wußte denn überhaupt noch ein Mensch, was man eigentlich vorhatte? Bald rückte man einige Kilometer über die Grenze vor; dann hieß es: morgen, spätestens übermorgen sind wir in Berlin. Dann aber ging es wieder in Eilmärschen zurück, immer weiter zurück, bis die Kuppeln Warschaus oder die spitzen Türme von Kowno am Horizont auftauchten.

Nein, die Führung war entschieden nicht so, wie sie hätte sein sollen; noch schlimmer aber stand es um die Verpflegung, die fast vollständig versagte. Sie waren doch alle beide nicht verwöhnt, der Jano nicht und auch der Heino nicht. Aber wenn man Wochen lang nichts weiter zu essen hat, als einige Rüben, die man sich noch selbst von den Feldern holen mußte, dann kann das auch dem Genügsamsten zu viel werden. Zumal dann, wenn man nicht einmal weiß, weshalb man eigentlich hungern muß. Erst, als es in Eilmärschen immer zurück ging, hieß es, daß die Munitionskolonnen nicht so schnell folgen könnten. Aber nun lagen sie schon seit vierzehn Tagen in diesen nassen Gräben, und es war noch immer dieselbe Geschichte. War es jetzt wieder wie in Friedenszeiten, als das ganze Geld in die Taschen der Lieferanten und Intendanten wanderte?

Jano Ausaklis und Heino Kaudsit lagen im Schützengraben, 1000 Meter vor dem Feinde, und hielten Wache. Mit acht anderen Musketieren des Roten Regiments lagen sie zusammen; aber es bestand keine Gemeinschaft zwischen ihnen beiden und den anderen. Das war auch so ein Uebelstand, der sich im Laufe der Monate herausgebildet hatte. Damals vor fünf Monaten, als das Rote Regiment aus Riga ausgezogen war, war es vollständig gewesen und alle Soldaten hatten einander gekannt und mit einander Kameradschaft halten können. Mehr als die Hälfte von ihnen waren Letten gewesen. Aber als sie die Grenze überschritten, waren sie in andauernde Gefechte verwickelt worden und dann waren sie in die Sümpfe geraten und als sie sich bei Kowno wieder sammelten, war das ganze Regiment auf ein Drittel zusammengeschmolzen. Zwar wurde es durch Ersatz aus einem Reservekorps wieder ergänzt, aber das waren Polen und Russen und Litauer und Juden, die nicht mehr zum Regiment gehörten, die nicht mehr mit den Kameraden sprachen, die sich in ihrer Sprache unterhielten, die sich von den Kameraden fern hielten, Spitzel und Verräter. Und nun lagen sie alle beide hier im Schützengraben, auf tausend Meter dem Feinde gegenüber, und Gott allein mochte wissen, wie lange sie hier noch würden liegen müssen. Denn es war wirklich so gekommen, wie es der Jano vorausgesagt hatte. Krieg war es und seit fünf Monaten hämmerte er schon an und noch konnte niemand sagen, wann er ein Ende nehmen würde.

Das aber war dumm, sehr dumm sogar; denn im ganzen Regiment wußte kein Mensch zu sagen, weshalb man eigentlich Krieg führte. Nur, daß es gegen die Deutschen ging, wußte man. Aber die Deutschen hatten niemandem etwas Böses getan. Jano Ausaklis und Heino Kaudsit kannten die Deutschen zur Genüge. In Riga lebten ihrer ja so viele, fast so viele als Russen und Letten. Die meisten Fabriken wurden von den Deutschen geleitet, und jeder war froh, der bei ihnen Arbeit finden konnte. Denn da bekam er eine anständige Behandlung und regelmäßig seinen Lohn, was bei den russischen Arbeitgebern nicht immer der Fall war. Nein, gegen die Deutschen hatten weder der Jano noch der Heino etwas einzuwenden. Jano grübelte viel und suchte die „Ursachen" zu ergründen, und das war einer der Hauptgründe, weshalb er sich jetzt im Soldatenrock so gar nicht wohl fühlen konnte.

Der kleine dicke Heino Kaudsit dagegen hielt sich mehr an die „Realitäten" und gab sich mit kniffligen Fragen nicht lange ab. Auch er hätte je eher, je lieber den grüngelben Rock ausgezogen. Doch dazu war ja fürerst gar keine Aussicht. Ob dieser Krieg wohl überhaupt einmal ein Ende nehmen würde? Bei dieser Führung ganz gewiß nicht. Alle Offiziere des Regiments, vom Obersten herunter bis auf den Kadetten schimpften auf die Führung, und die Mannschaften schimpften mit, obgleich sie nur wenig davon verstanden. Wußte denn überhaupt noch ein Mensch, was man eigentlich vorhatte? Bald rückte man einige Kilometer über die Grenze vor; dann hieß es: morgen, spätestens übermorgen sind wir in Berlin. Dann aber ging es wieder in Eilmärschen zurück, immer weiter zurück, bis die Kuppeln Warschaus oder die spitzen Türme von Kowno am Horizont auftauchten.

Nein, die Führung war entschieden nicht so, wie sie hätte sein sollen; noch schlimmer aber stand es um die Verpflegung, die fast vollständig versagte. Sie waren doch alle beide nicht verwöhnt, der Jano nicht und auch der Heino nicht. Aber wenn man Wochen lang nichts weiter zu essen hat, als einige Rüben, die man sich noch selbst von den Feldern holen mußte, dann kann das auch dem Genügsamsten zu viel werden. Zumal dann, wenn man nicht einmal weiß, weshalb man eigentlich hungern muß. Erst, als es in Eilmärschen immer zurück ging, hieß es, daß die Munitionskolonnen nicht so schnell folgen könnten. Aber nun lagen sie schon seit vierzehn Tagen in diesen nassen Gräben, und es war noch immer dieselbe Geschichte. War es jetzt wieder wie in Friedenszeiten, als das ganze Geld in die Taschen der Lieferanten und Intendanten wanderte?

Jano Ausaklis und Heino Kaudsit lagen im Schützengraben, 1000 Meter vor dem Feinde, und hielten Wache. Mit acht anderen Musketieren des Roten Regiments lagen sie zusammen; aber es bestand keine Gemeinschaft zwischen ihnen beiden und den anderen. Das war auch so ein Uebelstand, der sich im Laufe der Monate herausgebildet hatte. Damals vor fünf Monaten, als das Rote Regiment aus Riga ausgezogen war, war es vollständig gewesen und alle Soldaten hatten einander gekannt und mit einander Kameradschaft halten können. Mehr als die Hälfte von ihnen waren Letten gewesen. Aber als sie die Grenze überschritten, waren sie in andauernde Gefechte verwickelt worden und dann waren sie in die Sümpfe geraten und als sie sich bei Kowno wieder sammelten, war das ganze Regiment auf ein Drittel zusammengeschmolzen. Zwar wurde es

(Fortsetzung folgt.)

Die Helden vom roten Regiment.

Eine Skizze von Heinz Welten.

Jano Ausaklis hatte es gleich heraus gehabt, daß das mit den „Manövern" an der Westgrenze nicht seine Richtigkeit haben konnte. Denn wann war es schon einmal geschehen, daß ein russischer Soldat auch wirklich alles das bekam, was er bekommen sollte? Ein langer, ein sehr langer Weg führt von den Herren da oben am grünen Tisch, die es anordnen und bestimmen, bis hinunter zu jenen, die es bekommen sollen. Und auf diesem Wege stehen viele, so viele, die die Hand aufhalten.

Aber diesmal war es anders, ganz anders gewesen. Jeder Soldat hatte richtig die neue Uniform und alles das bekommen, was auf dem Papier stand. Nichts, gar nichts hatte an der Ausrüstung gefehlt. War das nicht sonderbar? Und dann das andere, das noch unglaublichere, das noch nie dagewesene: Es gab keinen Wotka mehr! Hatte man so etwas schon einmal erlebt? Ein russischer Soldat ohne Wotka! Das Gewehr konnte man ihm wegnehmen, den Uniformrock, die Hose sogar, aber die Flasche, die rotgesiegelte, schmalbäuchige Flasche, deren Propfen hochspringt, wenn man den Flaschenboden kunstgerecht auf die Innenfläche der Hand schlägt?

Jano Ausaklis hatte es dem Heino Kaudsit gleich gesagt, daß das nicht richtig sein könnte. Sie waren beide Freunde von klein auf gewesen, der lang aufgeschossene, doch oft kränkliche Jano, der es viel mit dem Husten hatte, und der kleinere gedrungene Heino, dem noch nie in seinem Leben etwas gefehlt hatte. Sie waren Letten, in Riga zu Hause, und noch nie in ihrem Leben waren sie aus Livland herausgekommen. Gemeinsam hatten sie als Jungen in der Düna gefischt, waren sie bei den Bauern in die Obstgärten eingebrochen. Gemeinsam hatten sie alljährlich am Johannisfeuer Spalier gestanden und auch bei Kriegen bei Nachbarstämmen hatten sie heraus gelaufen.

Manchmal waren sie auch in der heutigen Mannschaftsstube als Kameraden zusammen, und dann war es ihnen gut gegangen. Denn Heinz und Jano, der Jano ist ein Jahr jünger, hatte sich, wenn es ihnen gut ging, immer um den Heino gekümmert, der noch so ein Kinderkopf war, der noch nicht ganz ausgewachsen, der noch nicht ganz gesund war, der noch nicht ganz so stark wie der Jano war, der noch nicht ganz so gewandt wie der Jano war, der noch nicht ganz so gut wie der Jano war, der noch nicht ganz so gut wie der Jano war, der noch nicht ganz so gut